

Christian Hartard
Das nimmt uns keiner ab
Zu Arbeiten von Verena Seibt und Clea Stracke

(2016)

Ein Vorhang ist für manchen ein rotes Tuch. Er zerschneidet den Blick dort, wo es interessant wird. Etwas ist schon da, aber man weiß noch nicht, was. Das kann einen ganz kribbelig machen. Die Gleichzeitigkeit von Präsenz und Absenz, das Auseinanderziehen von Wahrnehmen und Erkennen erzeugt Spannung. So ist es immer, wenn Dinge verpackt, verhängt, versteckt sind. Was ist im Geschenkpapier? Was verheimlicht die dunkle Seite des Mondes? Wer liegt da unter der Bettdecke neben meiner Frau? Im Verborgenen scheinen die schönsten Blumen zu blühen.

Verschwörungstheoretiker leben gut davon; Kunsthistoriker ebenfalls. Denn auch im Angesicht der Kunst trauen viele den eigenen Augen nicht und wollen wissen, was eigentlich dahintersteckt. Man begreift das Werk als Geheimnis, als ein Rätsel, das zu lösen ist (aber was dann? weg damit?); als ein Fenster, durch das man in die Welt hinaussehen möchte oder (noch schlimmer) durch das der Künstler den Kopf hereinsteckt, um uns mitzuteilen, wie die Welt seiner Meinung nach beschaffen sein sollte. Der Sinn der Kunst wird immer irgendwo außerhalb des Werks vermutet: in einem Subtext hinter dem Text, in einer Bedeutung hinter dem Bild. Gegen Vorstellungen dieser Art kann man als Künstler arbeiten, indem man jeden Weg vom Werk in die Welt verbaut, noch enigmatischer, noch spröder, noch hermetischer wird. Oder aber man macht, wie Clea Stracke und Verena Seibt, das Verhüllen selbst zum Thema und führt am besonderen Fall vor, was für alle Kunst gilt: dass es nicht darum gehen kann, einfach den Schleier wegzunehmen, um beruhigt die klare Sicht zu loben und zu sagen: so ist es. Sondern darum, gerade das Unbestimmte als Freiraum zu genießen, der mit Eigenem gefüllt werden darf. Mit persönlichen Geschichten, Gefühlen, Erinnerungen, alldem, was das Werk zwar in eine gewisse Richtung lenken, aber nicht restlos kontrollieren kann. Die eingemotteten Möbel, die verhüllten Nippfiguren, die starre Gestalt unter dem weißen Laken stoßen uns darauf, dass das Sichtbare nur ein Ausschnitt des Möglichen ist und dass die Kunst uns zumutet, aus dem Vorgefundenen selbst Sinn zu produzieren. Damit ist die Kunst dann leider doch wieder ein bisschen wie die Welt: komplex, verwirrend, unsicher, unübersichtlich. Aber da muss man durch. Und das Schöne dabei (wenn man von Schönheit sprechen will) ist ja genau die ästhetische Disziplinlosigkeit, von der wir uns anstecken lassen können.

Also doch wieder das alte Lied von der Kunst als Gegenentwurf zur zweckhaft geordneten Banalität des Alltags? Der vom Stoff verhüllte Sänger scheint das anzudeuten, wenn er plötzlich, aus der Reglosigkeit erwachend, in die Stille des Raums hinein anhebt:

Du holde Kunst, in wieviel grauen Stunden,
Wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt,
Hast du mein Herz zu warmer Lieb' entzunden,
Hast mich in eine beßre Welt entrückt!

Aber wer soll das noch glauben? Franz Schuberts Vision einer Kunst der Unschuld als zeitgenössisches Programm zu verstehen, wäre tatsächlich naiv. Vom Werk führt kein Weg in die Welt, erst recht nicht in eine „beßre“ – das wissen auch die Künstlerinnen. Deshalb schieben sie Scheidewände zwischen Idyll und Wirklichkeit, Barrieren, die das eskapistische Heilsversprechen auf Distanz halten. Das weiße Leintuch wird zu einem solchen Wahrnehmungsfiler. Indem es das sonst Sichtbare auf irritierende Weise verdeckt, lenkt es die kritische Aufmerksamkeit in neue Bahnen. Zwar anwesend, aber dem direkten Blick durch ein Laken entzogen, verwandelt sich der Sänger zum Relikt einer vergangenen Epoche. Wie ein auf dem Speicher schlafendes Möbel wird sein Lied zur fragwürdigen Parole einer Ästhetik, die Staub angesetzt hat. Das ist komisch und traurig zugleich. Komisch, weil diese singende Stoffskulptur ein bisschen daherkommt wie ein heillos antiquiertes Gespenst, das keiner mehr ernstnehmen kann. Traurig aber auch, weil das Gewand ebensogut ein Sterbetuch sein könnte, ein Totenhemd über ausrangierten Sehnsüchten und außer Dienst gestellten Träumen von der rettenden Kraft

der Kunst. Und doch ist diese Demontage des romantischen Kunstbegriffs nicht ohne augenzwinkernden Optimismus. Denn indem Clea Stracke und Verena Seibt der „holden Kunst“ den Schonbezug überwerfen, nehmen sie zugleich in Schutz, was als ihr Kern vielleicht die Zeit überdauert: den eigensinnigen Glauben an die Unverfügbarkeit, die Unfügsamkeit der Kunst. Nicht als Ahnung einer „besseren“ Welt, die uns von der schlechten echten erlöst, nicht als Vorschein eines richtigen Lebens im falschen; aber als Stolperstein, immerhin, als Utopie auf Vorrat.

Die vorläufig weggeräumten Dinge sind nicht liquidiert. Sie haben nur den Atem angehalten und warten.

–

Zitierhinweis:

Christian Hartard: Das nimmt uns keiner ab. In: Clea Stracke & Verena Seibt, Kerber-Verlag, Bielefeld und Berlin 2016 (im Erscheinen).

<http://www.hartard.com/texts/dasnimmtunskeinerab.pdf>